

Neuwührener Professorenpredigten

2009

Was ist der Mensch?



© Hrsg.:Klaus Kürzdörfer c/o
Kapellenverein Neuwühren e.V.
24146 Kiel, Rönnerweg 72

ISSN 1864-2772

Zum Geleit

Professor Dr. Volker Weidemann hat seit 1978 in der Neuwührener Wald-Kapelle den Spagat vollbracht, zwischen seiner naturwissenschaftlichen Disziplin der Astrophysik mit dem Forschungsschwerpunkt „Inflationäres Universum“ und dem christlichen Glauben zu vermitteln. Wie ein „roter Faden“ zieht sich durch sein Glaubenszeugnis über die Jahrzehnte hinweg die Überzeugung

„wenn auch die nüchterne wissenschaftliche Betrachtung des Evolutionsgeschehens kein Ziel und keinen Zweck und auch keinen göttlichen Plan erkennen lässt, so dass das Leben sinnlos und auf das Hier und Jetzt beschränkt erscheint, so öffnet doch die Offenbarung in Christus einen viel weiteren Horizont, so dass sie zur Frohen Botschaft, zum Evangelium wird. Aus ihm mögen wir immer wieder Kraft, Lebensmut und Freude erfahren und uns in unserer Vergänglichkeit geborgen wissen! Amen.“

Eine schwere Krankheit bringt die Stimme Prof. Weidemanns in der „Wald-Kapelle zum Ewigen Troste“ zwar zum Verstummen. Aber sein Zeugnis bleibt wahr. Wir widmen ihm mit Respekt und Dankbarkeit diese Predigtsammlung – nicht zuletzt auch aus Anlaß des Darwin-Jahres 2009.

Neuwührener Waldkapelle im Januar 2010

Prof. Drs. Klaus Kürzdörfer
(Moderator)

Amei Schulze-Spiekermann
Kapellenvorstand

Inhalt 2009

3. Mai Prof. Drs. Klaus Kürzdörfer
Psalm 8:4-10
7. Juni Prof. Dr. Franz-Josef Niemann
Trinitatis
5. Juli PD OKR P. Dr. Jürgen Hach
*Gottesbegegnungen: Hiob-Petrus
Paulus. 2 Korinther 4:13 – 18*
2. August Prof. Dr. Friedhelm Debus
*Der allmächtige Gott: allgegenwärtig-
allwissend. Psalm 139*
6. September Prof. Dr. Volker Weidemann
Die letzte der 1978 begonnenen Predigten
4. Oktober Prof. Dr. Günter Mix
Schöpfung und Liebe. 1. Johannes 4:16
1. November Prof. Dr. Edith Marold
*Was ist der Mensch, dass du seiner
gedenkst? Psalm 8*
6. Dezember Prof. Dr. Andreas Susenbeth
*(folgt aus technischen Gründen mit dem
Jahrgang 2010)*

Ps. 8: 4- 10

Wenn ich sehe die Himmel, deiner Finger Werk, den Mond und die Sterne, die du bereitet hast: was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst? Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles hast du unter seine Füße getan...

Herr, unser Herrscher, wie herrlich ist dein Name in allen Landen!

Wie schon in den Vorjahren versuchen die Neuwührener Professorenpredigten zuweilen auf bedeutende Ereignisse oder Jubiläen einzugehen. Im letzten Jahr war es Johannes Bugenhagen, der Nordeuropa seine plattdeutsche Bibelübersetzung schenkte. 2007 war es der 300. Geburtstag des Liederdichters Paul Gerhardt und in den Jahren davor die Naturwissenschaftler Max Planck, Albert Einstein und Sigmund Freud. Bei all diesen Bezugnahmen ging und geht es immer um ein Dreifaches. Ein Wissenschaftler bzw. eine Wissenschaftlerin unserer Kieler Hochschulen wechselt vom Hörsaal-Kathedra seiner bzw. ihrer jeweiligen Fachkompetenz auf die Kanzel dieser kleinen schlichten Waldkapelle. Und hier verschränkt sich ein biblischer Vers mit dem gerade zur Diskussion stehenden Thema. 2009 ist weltweit das Darwin-Jahr. In ihm wird des 200. Geburtstages von Charles Darwin und des 150. Jahrestages seines 1869 erschienenen epochemachenden Buches „Die Entstehung der Arten“, (englisch: „On the Origin of Species“) gedacht. Im Hinblick darauf legte sich dieses Jahr als Oberthema der diesjährigen Reihe der Neuwührener Professorenpredigten ein Nachdenken über den Menschen nahe, so wie es ein heutiger Wissenschaftler aus der Perspektive seines persönlichen Glaubens auf der Basis der Bibel und gegenüber dem evolutionstheoretischen Zeitgeist zu vertreten gedenkt.

Da mir – ungewollt- die Rolle zufällt, unsere Reihe zu eröffnen, bitte ich mir zu gestatten, dass ich einleitend einige Sätze vorausschicke, die mit einer Predigt eigentlich noch nichts gemeinsam haben, aber vielleicht als aktueller, informativer Hintergrund und Vorabinformation erhellend sein könnten.

Bis ungefähr Kopernikus (1473-1543) –einem Zeitgenossen Luthers- stellte man sich – von Ausnahmen wie Nikolaus von Cues und Regiomontanus.- die Welt wie im Mittelalter als Erdscheibe mit einer darüber gewölbten Himmelskuppel vor, auf der die Gestirne ihre Bahnen zogen. Aber mit einem Mal sollte das alles nicht mehr stimmen. Die Erde umkeiste vielmehr mit den übrigen Planeten die Sonne und der Mond die Erde. Für uns heutige ist das längst völlig plausibel, einleuchtend und ernstlich auch nicht mehr zu bestreiten. Aber für viele Zeitgenossen dieser revolutionären Entdeckung wirkte es wie ein geistiges Erdbeben. Dass Melanchthon und Luther sich gegen die kopernikanische Wende gestraubt haben sollen, gilt heute als konfessionalistische Polemik des Kulturkampfes gegen die Reformatoren als widerlegt. Die nächsten Schritte waren nach Kopernikus Kepler (1571 – 1630), Galileo Galilei und Newton, dann der Franzose Laplace. Als Napoleon diesen großen Naturwissenschaftler fragte: „Kommt in ihrem vielbändigen Buch über die Entstehung des Universums wirklich das Wort Gott nicht mehr vor?“, antwortete der französische Gelehrte: „Sir, ich brauche diese Hypothese nicht mehr!“ Die Naturwissenschaft hatte sich seitdem längst angeschickt, die Welt ohne Gott zu erklären. Seit Descartes wurde es üblich, Naturwissenschaft zu betreiben, „als ob es Gott nicht gäbe“ (Lateinisch: „etsi deus non daretur“). Und die nächste Erschütterung für das Weltbild war dann Darwins Evolutionstheorie. Sie brachte er als Quintessenz seiner Weltumsegelung mit dem Forschungsschiff Beagle nach England zurück. Statt der Erschaffung von Gras, Vögeln und

Landtieren „ein jegliches nach seiner Art“, wie es in 1. Mose Kap. 1 siebenmal ausdrücklich heißt, erklärt die Evolutionstheorie die Entwicklung der Pflanzen und Lebewesen durch Anpassung und Selektion usw. Kein Wunder, dass es zwischen dem greisen Bischof Wilberforce von Oxford und Thomas Huxley, dem Verfechter des Darwinismus, 1860 zu einem heftigen Disput in der British Association for the Advancement of Science kam, der die englische Gesellschaft in Gegner und Befürworter spaltete. Der Bischof soll Huxley gefragt haben, ob er großväterlicher- oder großmütterlicherseits vom Affen abstamme. Darwins Verteidiger soll sinngemäß geantwortet haben: „Ich bevorzuge den Affen, wenn ich wählen müsste zwischen diesem und jemand, der seine Fähigkeiten dazu missbraucht, eine wissenschaftliche Diskussion lächerlich zu machen.“ Seitdem schwelt die Auseinandersetzung zwischen Religion und Wissenschaft bzw. zwischen Denken und Glauben als Dauerkonflikt. Heute blicken wir auf diesen Streit sachlich und unterkühlt zurück, weil wir wissen, dass Darwins Theologiestudium ihm ein Bibelverständnis vermittelte, das die Schöpfungserzählung von 1. Mose 1ff nicht nur wörtlich, sondern buchstäblich verstehen und damit missverstehen lehrte. Missverstehen einfach deshalb, weil 1. Mose Kap. 1 nicht für ein nachkopernikanisches, nach-laplacesches Weltbild, sondern für Israel im babylonischen Exil vor dem Hintergrund altorientalischer Weltentstehungsmythen ungefähr im 6. Jahrhundert vor Christus verfasst war. Dort und damals konnte und wollte es angefochtenen Gläubigen angesichts der babylonischen Götterwelt Glaubenszuversicht vermitteln.

Die anglikanische Kirche hat Ende 2008 im Vorblick auf das Darwin-Jahr eine amtliche Erklärung herausgegeben, in der sie die Fehler im Verfahren mit Galilei und Darwin usw. eingestand und den unseligen Konflikt zwischen Schöpfungsglauben und Naturwissenschaft bedauert und darüber hinaus beteuert – ich übersetzte: „Wir bemühen uns die alten Tugenden zu praktizieren, dass der Glaube aufs Verstehen angewiesen ist und hoffen dabei, einiges wiedergutzumachen...Gute Religion muß konstruktiv mit guter Wissenschaft zusammenarbeiten – und ich wage anzuregen, dass auch das Gegenteil wahr werden möge“ (cf. www.cofe.anglican.org/darwin/malcombrown.html, aufgerufen 30.4.09).

So weit so gut, möchte man meinen, besser späte Einsicht, als gar keine. Aber leider ist damit der Konflikt nicht befriedet. Nun ist es die Gegenseite, die zum Angriff übergeht. Die englische Journalistin Ariane Sherine rief in England zum Darwin-Jahr eine Buskampagne der Ungläubigen ins Leben. Sie lässt Doppelstockbusse durch die Straßen Großbritanniens fahren mit Werbe-Aufrufen zum Atheismus aufgrund der Evolutionstheorie. Die Agitatoren nennen sich „brights“, übersetzbar als „helle aufgeklärte Köpfe“, womit - beabsichtigt oder ungewollt - Andersdenkende als Dummköpfe, gleichsam vorgestrige Dunkelmänner desavouiert werden. Und wer denkt, was geht uns das in Deutschland an, irrt, weil der Vorstandssprecher der Giordano-Bruno-Stiftung in Berlin nicht nur ebenfalls allzu gerne solche Buswerbung in Berlin und München betrieben hätte. Nachdem er aber damit bei den Verkehrsbetrieben scheiterte, fordert er nun, statt des Vatertags, der früher einmal als Himmelfahrtsfest gefeiert wurde, einen **<Evolutionstag>** einzuführen. Vermutlich wird er damit zwar keinen Erfolg haben, weil das zum Vatertag säkularisierte Himmelfahrtsfest von deutschen Männern wohl kaum wegen des Bier-Extrakonsums preisgegeben wird. Ich erwähne die Giordano Bruno Stiftung mit ihrem Sprecher Schmidt-Salomon nur deshalb, weil er die These propagiert, die Evolutionstheorie à la Darwin verstehen, hieße auf Gott zu verzichten. Früher konnten die Gläubigen noch sagen: „Schaut euch die Natur an, dahinter muss doch ein Plan stehen, denn auf natürlichen Wege kann so etwas nicht entstehen.“ Die Evolutionstheorie zeigt aber (nun) , „dass für die Entstehung von Ordnung das blinde Walten von Zufall und Notwendigkeit völlig ausreicht. Zumindest ein bewusst vorgehender Schöpfergott steht im Widerspruch zur Evolutionstheorie, denn Evolution ist kein zielgerichteter

Prozess.“(http://www.tagesspiegel.de/magazin/wissen/Evolution;art304,2765378?_Frame=33..aufgerufen.30.4.09).

Diese Überzeugung grassierte in letzter Zeit wie ein Buschfeuer durch die Massenmedien. Einer ihrer Wortführer war und ist der Biologe Richard Dawkins mit seinem Bestseller: „Der Gotteswahn“.

Ich bitte nochmals um Entschuldigung, dass ich diesen Hintergrund so breit entfaltete und erst jetzt zu meiner eigentlichen Aufgabe komme, bei der ich mich auf einen Satz von Psalm 8 konzentriere: **„was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst, und des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst.“**

Was Dawkins, Schmidt-Salomon und unzählige Darwinisten von diesen Worten eines alttestamentlichen Beters halten würden, kann ich mir in etwa vorstellen, lasse es aber dahin gestellt und begnüge mich in aller Bescheidenheit und Begrenztheit meines Erkenntnisvermögens um einen zunächst nur für mich einleuchtenden Zugang zu und Umgang mit diesem Psalmvers.

Als erstes fällt mir dazu ein, dass es quer durch die Bibel sehr verschiedene Schöpfungsvorstellungen gibt, angefangen von der Erzählung in 1. Mose 1ff, wo das Schaffen Gottes mit dem hebräischen Wort „bara“ bezeichnet wird, das nur Gott als schöpfersich Handelnden zukommt und insofern keinen Bezug zu sonstigen menschlichen oder natürlichen Hervorbringungen beinhaltet. Welche Konsequenzen das für die Evolutionstheorie haben könnte, maße ich mir nicht an, jetzt nebenbei beurteilen zu können. Desweiteren belehrt mich die alttestamentliche Wissenschaft, dass das Urbekenntnis des vorexilischen Israel zunächst weniger die Erschaffung der Welt und des Menschen als die Befreiung aus Ägypten war. Wieder wage ich jetzt nicht anpassend auszudenken, was alttestamentlich biblisches Glauben an einen Israel aus der Sklaverei befreienden Gott bedeuten könnte, ohne dass er schon so etwas wie eine Schöpfung aus dem Nichts beinhalten würde. Erst relativ spät in der Entwicklung alttestamentlich biblischen Glaubens sieht sich Israel im babylonischen Exil genötigt, seinen Glauben im Gegenüber zu orientalischen Weltentstehungsmythen zu entfalten. Aber daneben gibt es noch viele andere Weisen, sich das Verhältnis Gottes zur Welt und zum Menschen vorzustellen. Viele Psalmen tun es lyrisch in einem Lobpreis der Herrlichkeit der Natur wie z.B. Psalm 104:24

„Herr, wie sind deine Werke so groß und so viel! Du hast sie alle weislich geordnet und die Erde ist voll deiner Güter“ .

Oder: Die Weisheitsliteratur staunt etwa im Hiobbuch über Gesetzmäßigkeit und Ordnung im Weltgeschehen und wird gleichzeitig der Begrenztheit menschlichen Erkenntnisvermögens inne: So wenn der Dichter des Hiobbuches Gott hybride Skeptiker befragen lässt: „Wo warst du, da ich die Erde gründete?..Weißt du, wer ihr das Maß gesetzt hat?“ (Hiob 38:4ff).

Und schließlich wäre da noch das prophetische Reden von einer Neuschöpfung. So ließ der anonyme Prophet Deuterocesaja Gott im babylonischen Exil Israel verkünden (Jes 43:8)

„Gedenket nicht an das Alte und achtet nicht auf das Vorige. Denn, siehe, ich will ein Neues machen; jetzt soll es aufwachsen, und ihr werdet erfahren..“

Schließlich endet das letzte Buch der Bibel mit einem grandiosen Ausblick auf eine neue Welt mit Gott in ihrer Mitte.

Genauerer Hinsehen lässt also eine Vielzahl biblischer Weltbilder erkennen, die gar nicht immer leicht zu vereinbaren sind, weil sie zu unterschiedlichen Zeiten und zu sehr verschiedenen Zielgruppen den Glauben an Gott vielfältigen Ausdruck verleihen. Aus dieser schlichten Beobachtung darf man einige Folgerungen ziehen:

- 1) „Der Gottesglaube kann sich in verschiedenen Weltmodellen artikulieren, ohne sich einem bedingungslos auszuliefern“ (vgl. Küng, Credo S. 32) und
- 2) kein Weltbild verbietet oder beantwortet die fundamentale Frage: Warum gibt es überhaupt etwas und nicht vielmehr nichts? Und

3) als Konsequenz aus alledem die Annahme, warum sollte ausgerechnet die Evolutionstheorie eine Vermittlung mit dem Glauben verbieten, wenn es frühere Paradigmenwechsel auch nicht getan haben?

Selbstverständlich werden die Darwinisten vom Schlage eines Dawkins sich gegen solche Überlegungen abzuschotten wissen. Mir als Laien genügt es, dass hochkarätige Naturwissenschaftler genau dies, aufrichtig mit nachvollziehbaren und einleuchtenden Argumenten tun. Alles weitere überlasse ich der fortlaufenden Diskussion in der Universität und verweise im übrigen auf frühere Neuwührener Predigten.

Nach diesem kleinen Umweg lasse ich mir von Luther und Melanchthon sagen: *„Man kann von Universität zu Universität ziehen und sich alle Weisheit über das Werk der Schöpfung aneignen. Den Glauben, der im Schöpfercredo enthalten ist findet man dadurch nicht. Ich selber muss mich als Geschöpf Gottes glauben, das alles von ihm empfängt und ihm danken kann.“*

Und aus eben dieser Grundhaltung scheint mir das Gebet unseres Psalmisten zu erwachsen. Er blickt auf den Kosmos und er kann nicht anders als staunen. Unbestreitbar trotz aller möglichen Einwände geht es vielen Menschen bis heute so. Schon der Philosoph Kant war angerührt von der Weite und den Tiefen des Universums, -dem „gestirnten Himmel über ihm“, den ihm Laplace erschlossen hatte. Bis heute gehört es zum Repertoire vieler Männerchöre, ihrer Zuhörerschaft zu versichern, „Brüder, überm Sternenzelt muß ein lieber Vater wohnen!“ Und keineswegs alle Evolutionstheoretiker werden Joseph Haydns Schöpfungssymphonie boykottieren.

„Wenn ich sehe die Himmel...den Mond und die Sterne“ sagt der Beter im Ausblick auf sein noch relativ kleines Universum im Gegensatz zu dem modernen, das uns die Astronomie in ungeheueren und unvorstellbaren Dimensionen höchst eindrucksvoll erschließt mit sterbenden Sternenwelten einerseits und andererseits neu aufblitzenden Milchstraßen – statt einer statischen Welt gleichsam eine Fortsetzung des Urknalls. Und wenn schon der Psalmist vor 2500 Jahren in der Enge seines kleinen Weltbilds von dem Kontrast fasziniert war zwischen der Unfaßlichkeit eines gigantischen Alls und seiner eigenen Winzigkeit, wie können wir heutigen beim Ausblick in ein schier grenzenloses Universum uns der Demut und Ehrfurcht davor versagen. Ich persönlich meine, dass eine vorurteilsfreie Betrachtung der Evolutionstheorie durchaus religiös anmuten kann wie es vor 200 Jahren Daniel Friedrich Schleiermacher den Skeptikern seiner Zeit mit seiner Anschauung des Universums *„als Sinn und Geschmack fürs Unendliche“* vermitteln wollte. Aber unser Psalmist geht noch einen Schritt weiter, wenn er Gott, der hinter und in diesem Weltall als Regisseur waltet, seiner gedenken lässt. Dieses „gedenken“ hat es nämlich in sich. Es meint im Hebräischen nicht einfach eine Erinnerung, wie sie ein Seefahrer von Heimweh gebeutelt an seine Lieben zuhause hegen mag oder wie sie ein deutscher Soldat in Afghanistan an seine Eltern oder Freundin daheim in Deutschland empfindet. Das biblisch hebräische Wort für „gedenken“ meint ein leidenschaftliches Besorgtsein, ein intensives Sich-Kümmern um, also nicht nur ein mit sich allein bleibendes Gefühl. Daß der über das Universum gebietende Gott sich um ein winziges Menschlein kümmert, drückt die parallele Wendung in der zweiten Vershälfte aus mit den Worten: dass *du dich seiner annimmst*. Vielleicht hatte der Psalmist eine Gebetserhörung, vielleicht ein Glückserleben oder eine überstandene Erkrankung hinter sich, jedenfalls hatte er ein „Gedenken“ Gottes an sich als persönliche „Annahme“ erfahren. Diese behält er nicht schweigend für sich. Er staunt und wundert sich, dass Gott seiner nicht nur nicht vergessen hat, sondern sich spüren oder sagen wir irgendwie erfahren ließ. Und weil diese Erfahrung für ihn vor der Weite des Universums so wunderbar war, will er sie nicht nur weitererzählen, sondern in seinem Psalm bejubeln.

Ich möchte solch eine Erfahrung als ein Urerlebnis des Glaubens bezeichnen. Evolutionstheoretisch betrachtet, kann sie kausal vermittelt auftreten oder auch spontan, zufällig oder kontingent oder wie vermittelt auch immer. Jedenfalls nimmt sie der Psalm zum

Anlass für eine Folgerung im Hinblick auf das biblische Menschenbild, wenn er fortfährt:
„Du –Gott- hast ihn – das kleine Menschlein – wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönt. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk; alles hast du unter seine Füße getan.“

Mit dieser Folgerung wird dem Menschen eine Würde zuerkannt, die ihn trotz aller Verwurzelung im Geschaffenen heraushebt und eine einzigartige Geltung zuerkennt. Da sie von Gott ist, ist sie auch unverletzlich. Was das im einzelnen konkret bedeuten kann, das ist unerschöpflicher Stoff für die Professorenpredigten der kommenden Jahre und kann in einer einzigen Predigt bestenfalls angedeutet, aber nicht ausgelotet werden. Ich kann deshalb guten Gewissens hier abbrechen, da meine Kollegin und Kollegen in den kommenden Monaten das Fehlende nachholen und ergänzen werden.

Dreifaltigkeit

Die Ringparabel aus Lessings Drama „Nathan der Weise“ vergleicht die drei großen monotheistischen Religionen Judentum, Christentum und Islam mit drei Ringen:

Ein Vater konnte sich nicht entscheiden, welchem seiner drei Söhne er seinen besonders kostbaren Ring hinterlassen soll; er lässt zwei täuschend ähnliche Duplikate anfertigen, und niemand vermag zu erkennen, welcher Ring der echte ist. Sultan Saladin protestiert gegen den Vergleich, denn er meint, dass die drei Religionen Judentum, Christentum und Islam „doch wohl zu unterscheiden wären. Bis auf die Kleidung; bis auf Speis und Trank!“ (III 7)

In den Äußerlichkeiten des religiösen Lebens gibt es – darin hat Saladin recht – ganz offensichtliche Unterschiede. Aber es gibt auch große Gemeinsamkeiten zwischen Judentum, Christentum und Islam:

- Alle drei stellen *Abraham* an den Anfang der Glaubensgeschichte.
- Alle drei verehren den *Gott* Abrahams, Isaaks und Jakobs.
- Alle drei kennen ein Eingreifen und Wirken Gottes in der Geschichte und sein Sprechen zu den Menschen: sie sind *Offenbarungsreligionen*.
- In allen drei Religionen wird diese Offenbarung durch Menschen übermittelt: durch *Propheten*.
- Alle drei erwarten ein endgültiges Handeln Gottes am Ende der Welt, eine *Vollendung* von Schöpfung und Menschheitsgeschichte.

Lessings Ringparabel setzt freilich noch etwas voraus: nämlich dass die drei Söhne denselben Vater haben, der die drei Ringe hat anfertigen lassen. „Wir verehren doch alle denselben Gott“, ist eine oft geäußerte Meinung, „die Juden nennen ihn Jahwe, die Moslems Allah“ – und wir?

Die Antwort gibt das Fest der allerheiligsten Dreifaltigkeit. Die Dreipersonlichkeit Gottes ist das entscheidende Merkmal des Gottesverständnisses des Christentums. Und genau in diesem Punkt erfährt das Christentum schärfsten Widerspruch von Judentum und Islam.

Zwar sind im Gespräch zwischen Christen und Juden die Zeiten der Polemik vorbei. Viele Juden legen heute Wert darauf, dass Jesus Jude war; manche zählen ihn zu den großen religiösen Gestalten des Judentums; alle Juden aber sind sich einig, dass Jesus nur ein normaler Mensch und dass er nicht der Messias und erst recht nicht Gottes Sohn war.

Der Islam sieht in der christlichen Dreifaltigkeitslehre eine Gefahr für den Monotheismus. Trinität ist für den Islam Tritheismus, und dieser eine Spielart des Polytheismus. Dass Mohammed den Monotheismus so stark betonte, ist verständlich, weil er in einer stark polytheistisch geprägten Welt im damaligen Arabien lebte. Freilich scheint Mohammed der Unterschied zwischen der Dreifaltigkeit und der heiligen Familie nicht völlig klar gewesen zu sein, denn in manchen Texten des Koran, in denen er sich gegen die Trinitätslehre wendet, spricht er im gleichen Atemzug von Gott, Jesus und Maria – als ob das die Dreifaltigkeit wäre.

Ihrem jeweiligen Selbstverständnis nach freilich sind diese drei Religionen – Judentum, Christentum und Islam – alle monotheistisch. Auch in unserem Credo beten wir Christen ja: „Wir glauben an den *einen* Gott.“ Könnte man da nicht, um der Verständigung mit den beiden anderen Religionen willen, die zweite und die dritte göttliche Person, also den Sohn und den Heiligen Geist, einfach einmal methodisch aus der Dreifaltigkeit ausklammern, so dass als gemeinsamer Grundbestand des Glaubens von Juden, Christen und Moslems Gott Vater übrig bliebe? Oder muss man andersherum fragen: Kann man nach christlicher Überzeugung von Gott sinnvoll sprechen, wenn man ihn nicht im nächsten Atemzug auch Gott Vater nennt? Wenn man nur die erste göttliche Person betrachtet und die zweite und die dritte gleichsam vergisst, dann ist die Rede von Gott so unvollständig, dass sie nach christlichem Glauben schon falsch ist.

Selbstverständlich verehren wir Christen wie die Juden und die Moslems einen Gott, der die Welt aus nichts geschaffen hat, der ihr Herr ist und sie in seinen Händen hält; außer ihm gibt es keinen Gott; seiner Allmacht und seiner Barmherzigkeit ist nichts vergleichbar. Darin sind sich die drei monotheistischen Religionen einig.

Aber die Barmherzigkeit Gottes, seine Liebe zur Welt und zu den Menschen geht so weit, dass er nach christlicher Auffassung einer von uns geworden ist. Er hat die Welt nicht einfach ihrem Schicksal überlassen; er begnügt sich auch nicht damit, durch Propheten zu verkünden, dass er am Ende der Welt, beim Jüngsten Gericht, seine Schöpfung vollenden wird – das glauben Juden und Moslems ebenfalls. Sondern Gott hat durch Jesus von Nazaret in der Welt bereits die Herrschaft, die Macht übernommen; er kündigt das nicht bloß für die Zukunft an – wie Judentum und Islam meinen –, sondern er hat es bereits getan. Diese Behauptung widerspricht freilich mindestens auf den ersten Blick dem, was wir und alle Christen seit 2000 Jahren in unserem Leben erfahren: dass sich nämlich nach Christus in dieser Welt nicht viel geändert zu haben scheint, dass sie vielmehr nach wie vor beherrscht wird von Königen und Präsidenten, Wirtschaftsbossen und Militärführern, verantwortungsbewussten Staatsmännern und machtbessenen Diktatoren. Aber gleichgültig wie groß oder wie klein das Reich eines solchen Staatsführers ist, wie lang oder kurz seine Amtszeit, wie gerecht oder wie verbrecherisch seine Regierung: seine Macht ist begrenzt. Räumlich begrenzt auf ein größeres oder kleineres Gebiet, vor allem aber und unüberwindlich: *zeitlich* begrenzt durch die Lebenszeit des betreffenden Herrschers. Jeder muss sterben, und sei er noch so mächtig. „Der Herr aller Herren“ ist „der Tod“ (Kurt Marti). Christlich gesehen muss man sagen: er *war* es. Denn die Herrschaft des Todes ist gebrochen durch die Auferweckung Christi. Dadurch dass Gott den Herrn aller Herren, den Tod, seiner Macht beraubt hat, hat er, Gott selber, seine eigene Macht über die Welt errichtet. Gott hat zwar noch nicht alle, aber immerhin einen Menschen vom Tod erweckt, und dieser eine Mensch ist Gottes Sohn. So weit gehen die beiden anderen monotheistischen Religionen, Judentum und Islam, nicht.

Und das Christentum setzt noch etwas drauf: Gott wirkt auch weiterhin in dieser Welt, er hat sich nicht aus ihr zurückgezogen, sondern denen, die an ihn glauben, steht er bei und führt ihre Gemeinschaft zu einem Leben in Glück und Vollendung. Das ist das Wirken des Heiligen Geistes. Er bewahrt die Menschen davor, blind und ahnungslos in der Welt herumzutappen, die Wahrheit immer nur zu suchen und niemals sicher zu sein, ob man sie auch findet. Lessing hat einmal gesagt:

„Wenn Gott in seiner Rechten alle Wahrheit, und in seiner Linken den einzigen immer regen Trieb nach Wahrheit, obschon mit dem Zusatz, mich immer und ewig zu irren, verschlossen hielte, und spräche zu mir: wähle! Ich fiele ihm mit Demut in seine Linke, und sagte: Vater gib! Die reine Wahrheit ist ja doch nur für dich allein!“ (Duplik, in: WW, ed. Göpfert, VIII 33).

Wer so redet, kann mit dem Heiligen Geist offenbar nichts anfangen. Eine solche Rede ist – im christlich-theologischen Sinn – geist-los. Die reine Wahrheit stammt zwar von Gott, aber er hat sie uns nicht ewig vorenthalten, sondern der Tröster, der Paraklet, wird uns „in die ganze Wahrheit einführen“ (Joh 16,13). Der Heilige Geist ist die bleibende Gegenwart Gottes unter uns. Er bewahrt uns davor, nur zu suchen, ohne Gott jemals finden zu können; nur zu fragen, ohne Antwort zu bekommen; nur zu hoffen, ohne Erfüllung zu erfahren.

Die oft gestellte und recht simpel klingende Frage: Was hat das Christentum der Welt eigentlich Neues gebracht?, lässt sich genauso schlicht beantworten: Gott hat durch die Auferweckung Jesu den mächtigsten Herrn der Welt, den alles beherrschenden Machthaber, den Tod, überwunden; und durch seinen Heiligen Geist schenkt er den Menschen neues, ewiges Leben.

Bei allem Respekt vor Judentum und Islam: Wir glauben zwar alle an den gleichen Gott, aber das Bild, das die christliche Offenbarung von ihm zeichnet, ist ausdrucksstärker und vor allem menschenfreundlicher, denn wir Christen bekennen Gott als den, der einer von uns wurde, der unser Leben geteilt und unseren stärksten gemeinsamen Feind, den Tod, besiegt *hat* und uns zur ewigen Seligkeit führt, die in der Gemeinschaft mit ihm besteht, der *ein* Gott ist – nicht nur der Vater, sondern auch der Sohn und der Heilige Geist.

Gottesbegegnungen: Hiob – Petrus – Paulus (2. Kor 4:13 – 18)

Liebe Kapellengemeinde,

in diesem Gottesdienst wünschen wir uns eine besondere Nähe zu Gott. Unsere Lieder und Gebete zeigen das. Allerdings sprechen und singen wir aus ganz unterschiedlichen Lebens-Situationen heraus. Jede Gottesbegegnung hat eigene, in der Situation begründete Akzente. Dabei mag sich unsere mitgebrachte Frage selbst verändern, wenn wir Gott sehr nahe sein werden.

Im Alten Testament sehen wir das recht gut am Beispiel der theologischen Dichtung Hiob. Ihr Thema stammt aus der Exilszeit der Israeliten, als sie der babylonischen Religion begegneten. Es stellt die kritische Frage: Weshalb lässt Gott soviel Leiden unter den gläubigen Menschen zu, die Gott aus unserer Sicht doch eher belohnen sollte? Hiob blickt in besonders schwerem Leid in dieser kritischen Haltung auf Gott. Er spricht aus, was auch wir schon gefühlt oder gedacht haben. Seine Freunde sagen zu Hiob: Dein Leid musst du in erster Linie als eine Strafe Gottes ansehen. Das kann Hiob aber nicht akzeptieren. Später sagt ein anderer Freund – etwas klüger: Dein Leid soll dich reifer werden lassen, also innerlich läutern und gleichsam zu Gott hin erziehen. Doch dem schwer leidenden Hiob genügt auch diese Interpretation nicht.

In zwei glaubenskritischen Reden wendet er sich deshalb an Gott selbst, wie er sich Gott vorstellt.

Aber hier wird Hiob zunächst enttäuscht. Gott ist ganz anders.

Hiob muß also seine Gottesvorstellung aufgeben.

Nun schweigt Hiob. Nichts steht mehr zwischen Gott und ihm.

Jetzt kann er Gottes Nähe spüren, ihn also innerlich sehen und Ihm begegnen. Das ist der theologische Wendepunkt der Hiob-Dichtung in Kapitel 42, in den Versen 2 bis 6:

Hiob sagt: „Ich erkenne, dass du alles vermagst,

und nichts, das du dir vorgenommen, ist dir zu schwer.

Wer ist der, der den Ratschluß verhüllt mit Worten ohne Verstand?

Darum habe ich unweise geredet, was mir zu hoch ist und ich nicht verstehe.

So höre nun, laß mich reden; ich will dich fragen, lehre mich!

Ich hatte von dir nur vom Hörensagen vernommen;

aber nun hat mein Auge dich gesehen.

Darum spreche ich mich schuldig und tue Buße in Staub und Asche.“

Zu dieser Gottesbegegnung kann es also erst kommen, nachdem die vorher traditionell festgefügte Gottesvorstellung beseitigeschoben worden ist.

Wahrscheinlich war soviel Leid nötig, um bei Hiob jenes falsche Gottesbild endlich zu zerstören und ihn freizumachen für den Heilungsprozeß einer wirklichen Gottesbegegnung. Jene israelisch-theologische Dichtung gibt ihre Antwort auf die Hiob-Frage so allgemein und überzeugend, dass auch andere Religionen davon lernen könnten.

Im Neuen Testament finde ich zwei große Vorbilder christlicher Gottesbegegnung. In den Evangelien wird der Fischer Petrus als ein typischer Jünger Jesu herausgestellt. Er begegnet Jesus und folgt ihm als sein Jünger. Die Szene der Berufung wird unterschiedlich erzählt. In den drei ersten Evangelien ist es eine gemeinsame Berufung des Petrus mit dessen Bruder beim Fischen am Wasser. In der eigenen Überlieferung des Johannesevangeliums aber gehen zwei Jünger Johannes des Täufers zu Jesus über, wechseln also zum größeren Lehrer, einer der beiden ist Andreas. ER ist es, der das später seinem Bruder Petrus weitersagt: Wir haben den Messias gefunden! Der Ablauf nach dem Johannesevangelium ist für mich in historischer Betrachtung eher wahrscheinlich, weil Jesus in seiner Frühzeit selbst zum Kreis Johannes des Täufers gehört hatte.

Petrus erkennt später, dass er in Jesus Gott selbst begegnet ist. Er sagt – in der Formulierung des Matthäus: Du bist der Christus, der Sohn des lebendigen Gottes! Petrus identifiziert sich mit der großen Einladung in das beginnende Gottesreich. Und auf diesem Wege der Öffnung und beginnenden Identifikation wird Petrus zum ersten Christusbekenner. In Jesus erkennt er den Messias und bekennt sich zu ihm.

Bei Hiob war es die im Leiden durchlebte Gottesferne, bei Petrus sind es Erwartung des Gottesreiches und die erlebte Nähe zu Jesus, die alles verändern werden. Petrus wird mit Jesus bis fast an das Ende gehen, aber er wird ihn aus Angst einmal verleugnen. Petrus wird danach mit seiner Ostererfahrung Vorbild sein bis heute, und er wird die allererste Gemeinde in Jerusalem leiten.

Recht bald jedoch löst ihn der Jesusbruder Jakobus in der Gemeindeleitung ab, und Petrus wird bedeutender Missionar im Gebiet Syriens, wo er wohl als Märtyrer starb. In Legenden nach dem Jahr 150 heißt es, er sei wie Paulus in Rom gestorben; diese Annahme kann wissenschaftlich nicht belegt werden. Petrus braucht nicht nach dem Bild des Paulus legendär überzeichnet zu werden. Schon was wir sicher wissen, macht ihn zu einem beispielhaften Apostel und Arbeiter für das Reich Gottes.

Jetzt nähern wir uns dem Predigttext aus dem 4.Kapitel des 2.Korintherbriefes, an dem wir ein drittes Beispiel gelebter Gottesbegegnung kennenlernen.

Paulus stellt seinen Apostelauftrag vor und verteidigt sich gegen Kritiker aus Korinth.

Er schreibt vom Glauben an „eine ewige und über alle Maßen gewichtige Herrlichkeit“ (V.17). Damit legt er für seine Leser ein wiederholtes Christusbekenntnis ab, ähnlich dem Petrus, aber aus einer veränderten Situation:

Das Gottesreich hat für Paulus definitiv mit Tod und Auferweckung Christi begonnen. Er weiß das sicher aufgrund seiner persönlichen, einer „verspäteten“ Erfahrung des auferweckten Jesus.

Dort ist Paulus seinem Gott begegnet, und als Missionar will er lebenslang dazu beitragen, dass Gott ebenso uns begegnet.

So sagt er: Ich glaube, darum rede ich, dies geschieht alles für euch; was dabei Leiden ist – für Paulus selbst wie für jeden Christen, das wird in geistlicher Erneuerung erträglich.

Tag für Tag wieder erfahren wir Trost, und genau darin gestalten wir das Gottesreich mit, eben jene „ewige und über alle Maßen gewichtige Herrlichkeit“, auf die wir zugehen.

Paulus gibt hier also sein Zeugnis, seine Ermutigung zum Glauben. Andere Apostel wie Petrus und Johannes haben ganz ähnlich gewirkt, nur haben wir keine erkennbar eigenen Texte von ihnen selbst.

Ausgerechnet der spätberufene Paulus ist für uns deshalb als Apostel und Theologe vorbildlich geworden.

Seine große Theologie bekräftigt Paulus durch das Zeugnis seines Lebens. Es geschieht in persönlichen Opfern und Gefahren, im Ringen um Wahrhaftigkeit im Leben seiner Gemeinden, etwa in Korinth oder Saloniki.

Seine Gottesbegegnung hatte eben nicht nur Denken oder Glauben, sondern sein Leben von grundauf verändert.

Er ist nicht mehr Christenverfolger, nicht mehr pharisäisch eifriger Theologe, auch nicht mehr nur innerjüdisch orientiert. Und Leiden schreckt ihn nicht mehr.

Angesichts dieser drei vorbildlichen Gottesbegegnungen suche ich für uns ein Symbol.

Es ist immer der lebendige Gott, dem wir so oder ähnlich begegnen können.

Es ist für uns Christen auch immer das Kreuz Christi als Zeichen seines erlösenden Leidens im Hintergrund zu denken:

Hiob weist thematisch darauf hin,

Petrus wird selbst ganz nahe daran geführt,

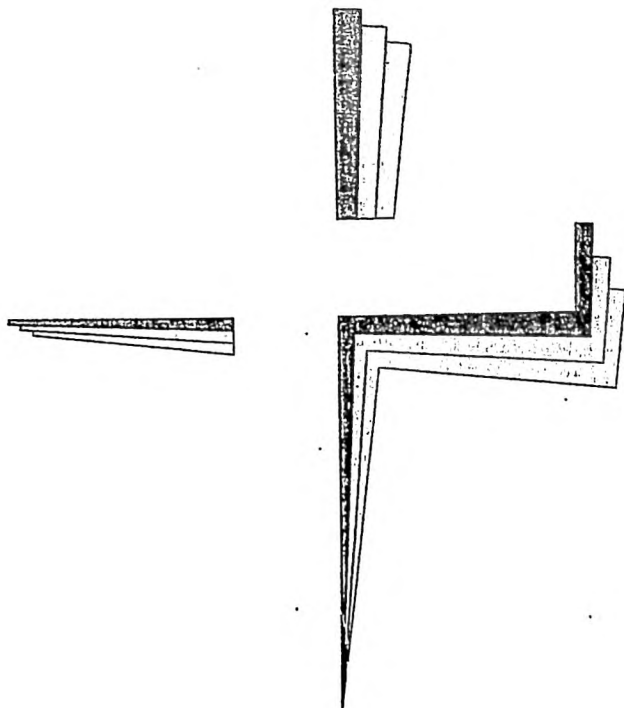
und Paulus beginnt erst nach dem Kreuz und deutet sein Leben neu.

So suche ich ein mehrschichtiges Kreuzsymbol, in welchem wir, auf unsere Lebenslage bezogen,

immer das erlösende Kreuz erkennen,
seine Ausstrahlung oder sein Schatten für uns aber auch
eine eigene Färbung haben kann.

Es ist immer das Kreuz Christi,
aber es ist als mein Kreuzeszeichen vielleicht etwas besonders
schattiert,
eben für mich und in meine Lebenssituation hineinwirkend:
Ein heilendes Zeichen,
oder ein rufendes Zeichen
oder ein Zeichen der Erlösung und völligen Freisprechung vielleicht.

Für uns ist Jesus gestorben;
sein Kreuz wurde unser Heilszeichen.
Im Licht unseres Fragens und Suchens mag es verschiedene,
auch subjektive Zugänge geben,
zu diesem Zeichen,
zu Christus,
zu Gott,
wenn wir ihm in Wahrheit tatsächlich begegnen möchten.



Der allmächtige Gott
allgegenwärtig – allwissend
Predigttext : Psalm 139

1. Herr, du erforschest mich und kennest mich.
2. Ich sitze oder stehe auf, so weißt du es, du verstehst meine Gedanken von ferne.
3. Ich gehe oder liege, so bist du um mich und siehest alle meine Wege.
4. Denn siehe, es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr, nicht alles wissest.
5. Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.
6. Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch; ich kann sie nicht begreifen.
7. Wo soll ich hin gehen vor deinem Geist, und wo soll ich hin fliehen vor deinem Angesicht?
8. Führe ich gen Himmel, so bist du da. Bettete ich mir in die Hölle, siehe, so bist du auch da.
9. Nähme ich Flügel der Morgenröte und bliebe am äußersten Meer,
10. so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten.
11. Spräche ich: Finsternis möge mich decken! so muss die Nacht auch Licht um mich sein.
12. Denn auch Finsternis nicht finster ist bei dir, und die Nacht leuchtet wie der Tag, Finsternis ist wie das Licht.
13. Denn du hast meine Nieren bereitet und hast mich gebildet im Mutterleibe.
14. Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin; wunderbar sind deine Werke und das erkennt meine Seele wohl.
15. Es war dir mein Gebein nicht verholen, da ich im Verborgenen gemacht ward, da ich gebildet ward unten in der Erde.
16. Deine Augen sahen mich, da ich noch unbereitet war, und alle Tage waren auf dein Buch geschrieben, die noch werden sollten, als derselben keiner da war.
17. Aber wie köstlich sind vor mir, Gott, deine Gedanken! Wie ist ihrer so eine große Summe!
18. Sollte ich sie zählen, so würde ihrer mehr sein, denn des Sandes. Wenn ich aufwache, bin ich noch bei dir.
- [.....]
23. Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich und erfahre, wie ich's meine.
24. Und siehe, ob ich auf bösem Wege bin, und leite mich auf ewigem Wege.

Der 1950 gestorbene englische Schriftsteller George Orwell hat in seinem letzten Roman mit dem Titel „1984“ die nach seiner Meinung zu erwartende Zukunft beschrieben. Er entwirft dabei das Bild vom Überwachungsstaat, in dem jeder weiß: der große Bruder sieht dich! Inzwischen ist ein Viertel Jahrhundert vergangen. Was ist seitdem geschehen? Ist die Zukunftsvision Orwells Wirklichkeit geworden? Sind wir auf dem Weg zum gläsernen Menschen? Manch einer mag unmittelbar an die ehemalige DDR mit ihren perfiden

Überwachungsmethoden und Gängeleien denken. Doch wie sieht es heute bei uns aus? Wir haben den Datenschutz, das Privatleben soll geschützt werden, die Intimsphäre unverletzt sein. Deutet aber nicht allein schon die Tatsache der Existenz des Datenschutzes darauf hin, dass in unserer elektronisch vernetzten Welt große Gefahren lauern? Wir möchten ja keine Schnüffeleien, keine Bespitzelung, keine Abhörpraktiken, keine Geheimpolizei, keine Überwachung, keine Google-Wagen, die mit ihren Registrieraugen durch die Straßen fahrend alles filmen, keine willkürliche Übernahme unserer Kontendaten. Selbst allzu neugierige Nachbarn regen uns schon auf. Wir reagieren auf all das allergisch, wir wollen in Ruhe gelassen werden.

Und nun unser Predigttext! Kann er uns nicht Angst und Schrecken einjagen? Ist das nicht so etwas wie ein Horrortext? Ist der allmächtige Gott der große Bruder, dem nichts entgeht, der perfekte Aufpasser, der alle irdischen Überwachungspraktiken in den Schatten stellt? Wir Christen reden gerne vom allmächtigen Gott, allzu oft eher formelhaft. Doch in unserem Text wird das nun ganz konkret. Gott erforscht mich, er kennt mich, sogar besser als ich selbst mich kenne. Er ist allgegenwärtig, ich kann ihm nichts vormachen, mich nicht vor ihm im Dunkeln verstecken; denn bei Gott gibt es keine Finsternis, nur Licht. Ich kann nicht vor ihm fliehen, überall ist er dabei, er ist schon da, selbst wenn ich ans äußerste Ende der Erde oder darüber hinaus zu enttrinnen versuche. Der Psalmist nennt den Himmel und die Hölle als Fluchtorte, er gebraucht das schöne Bild von den Flügeln der Morgenröte, also so etwas wie die Lichtgeschwindigkeit. Heute hätte er vielleicht ein Raumschiff bemüht, um in die Weite des Weltalls zu entfliehen. Doch Gott „schläft noch schlummert nicht“, wie wir es am Anfang in Psalm 121 gelesen haben. Er sieht alles. In vielen Kirchen ist, dies veranschaulichend, das Auge Gottes dargestellt; so auch in unserer Westenseer Kirche gleich beim Eintreten in die Kirche, im Turmraum schaut es von der Decke herab auf jeden, der eintritt. Aber Gott ist nicht nur allgegenwärtig, er ist auch allwissend. Er weiß alles, auch das, was im Verborgenen meines Herzens schlummert, er kennt alle meine Gedanken, auch die, deren ich mir nicht einmal bewusst bin: „du verstehst meine Gedanken von ferne“, heißt es in Vers 2. Er weiß jedes Wort, das ich ausspreche, ob gut oder böse. Er hört es, wenn ich durch Worte tröste, aufrichte, schlichte, Brücken baue, lobe – vielleicht ein Kind, was für dieses so wichtig sein kann. Aber es sind auch die bösen Worte, die bewusst oder unbewusst verletzen. Wir ertappen uns ja gelegentlich selbst dabei, dass uns, wie wir zu sagen pflegen, ein böses Wort so eben herausgerutscht ist. Ja, wenn einmal ein Wort gesagt ist, kann es nicht mehr zurückgeholt werden. Wie leicht entstehen so Probleme, werden Beziehungen gestört. Manchmal kann ein einziges Wort das Fass zum Überlaufen bringen, dann, wenn sich Schwierigkeiten aufgestaut haben. Es gibt so vieles, was ich falsch machen kann, nicht nur durch Worte, sondern auch dadurch, dass ich stumm bleibe und doch hätte reden sollen, wo ich hintergehe, meinen eigenen Vorteil suche und durchsetze, wo ich Vertrauen missbrauche, wo ich ungerecht bin, kurz: wo ich schuldig werde. Wie schnell ein böser Gedanke auftauchen kann, beschreibt Max Frisch, der so friedliebende schweizer Dichter. In seinem Tagebuch berichtet er von einem Flug gleich nach dem Zweiten Weltkrieg, als er die Häuser unter sich vorbeiziehen sieht, taucht unvermittelt der Gedanke in ihm auf: von hier aus hätte ich auch Bomben werfen können. Welch ein Erschrecken folgte über das nicht für möglich Gehaltene! Ja, schnell können böse Gedanken in uns entstehen und schnell können wir schuldig werden. Der Psalmist weiß darum. In Psalm 96,6 heißt es: „Gott, du kennst meine Torheit, und meine Schulden sind dir nicht verborgen.“ Die Bibel kennt uns, wir sind keine Unschuldengel. In Joh. 1,8 lesen wir: „So wir sagen, wir haben keine Sünde, so verführen wir uns selbst, und die Wahrheit ist nicht in uns.“

Kehren wir zu unserem Text zurück. Da sind die Verse 13 ff., insbesondere der Vers 16, der zu dem bisher Gesagten sozusagen noch eins drauf setzt: „Deine Augen sahen mich, da ich noch unbereitet war, und alle Tage waren auf dein Buch geschrieben, die noch werden

sollten, als derselben keiner da war.“ Der allwissende Gott hatte uns im Blick, schon bevor wir gezeugt und geboren waren und er wusste im Voraus um unseren Lebensweg. Ist das nicht unglaublich? Das übersteigt wahrlich unsere Vorstellungskraft. Da kann auch unser Psalmist nur staunend ausrufen: „Wie schwer (Luther übersetzt „wie köstlich“) sind vor mir, Gott, deine Gedanken! Wie ist ihrer so eine große Summe!“ (Vers 17) Angesichts dieser Allwissenheit Gottes bleibt nur das große Staunen. Und ist damit, dass Gott schon alles im Voraus weiß, auch festgelegt, wie und was in unserem Leben geschieht, was ich tue oder nicht tue? Das wäre ja die reine Prädestination und ich hätte dann in jeder Situation eine bequeme Ausrede. So ist es nicht! Die Tage, „die noch werden sollten“, sind in Gottes Buch geschrieben, nicht das, was darin genau geschieht. Wir selbst sind die Täter, und wir tragen für das, was wir tun, die Verantwortung. Gott hat uns als selbständige Lebewesen geschaffen. Der Psalmist ist angesichts dieser Tatsache überwältigt und sagt: „Ich danke dir dafür, dass ich wunderbar gemacht bin“ (Vers 14) – eben als selbstverantwortliches Individuum, das freilich auch alle möglichen selbstverschuldeten Schwächen hat. Deshalb bittet ja auch unser Psalmist am Schluss: „Erforsche mich, Gott, und erfahre mein Herz; prüfe mich und erfahre, wie ich's meine.“ (Vers 23) Wenn wir hier die Betonung so legen: „wie *ich's* meine“, dann wird ganz klar, dass ich es bin, der denkt und handelt; das freilich nicht ganz nach freiem Willen. Getrieben sind wir oft durch Impulse, die wir eigentlich gar nicht wollen. Das hat auch Paulus erfahren – in seinen Worten: „das Gute, das ich will, das tue ich nicht; sondern das Böse, das ich nicht will, das tue ich.“ (Röm. 7,19) Unser Psalmist bittet Gott darum, sein Herz zu erforschen. Das Herz ist auch nach unserer bildhaften Vorstellung der Sitz der innersten Gedanken und Empfindungen, die wir selbst oft gar nicht ergründen können. Das kann nur Gott, und er allein kann bewirken, dass unser Herz im richtigen Takt schlägt. Der Psalmist nimmt am Schluss die anfangs gemachte scheinbar so erschreckende Aussage wieder auf und formt sie als Bitte um, wenn er Gott anruft: „Und siehe, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Wege.“ (Vers 24)

Von den Schlussversen her verlieren also die Anfangsverse ihren bedrohlich erscheinenden Sinn, sie bekommen einen tieferen, ja tröstlichen Inhalt, was auch schon vorher durchscheint. Da ist zunächst Vers 5: „Von allen Seiten umgibst du mich und hältst deine Hand über mir.“ Und dann Vers 10, wo dem in die äußerste Ferne Fliehenden klar wird: „so würde mich doch deine Hand daselbst führen und deine Rechte mich halten.“ Der allmächtige, allgegenwärtige und allwissende Gott begleitet mich kleinen Menschen auf Schritt und Tritt, nicht um mich zu kontrollieren, sondern um mich zu behüten und zu beschützen, in Höhen und Tiefen, in Freuden und Ängsten, an guten und schlechten Tagen, auf rechten Wegen und auf Abwegen – auch dann, wenn ich es nicht wahrnehme. Da kann man mit unserem Psalmisten nur feststellen: „Solche Erkenntnis ist mir zu wunderbar und zu hoch, ich kann sie nicht begreifen.“ (Vers 6) Oder wir können einstimmen in das, was in Psalm 8,5 gesagt ist und was das Motto unserer diesjährigen Predigtreihe ist: „was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst!“

Doch da ist noch etwas, was wir nicht vergessen wollen: Ist es nicht so, dass wir angesichts der Allgegenwart Gottes darum bemüht sind, unter Tun und Lassen möglichst nach Gottes Willen auszurichten? Von Martin Niemöller wird berichtet, er habe auf seinem Schreibtisch den für jedes Vorhaben Richtung weisenden und mahnenden Spruch stehen gehabt: „was würde Jesus dazu sagen?“ In diesem Zusammenhang möge auf eine Studie hingewiesen sein, die von Psychologen der Universität Miami durchgeführt wurde. Danach sollen gläubige Menschen ihr Leben besser meistern können. „Die Nordelbische“ vom 14. Juni 2009 berichtete auf Seite 1 darüber mit folgenden Worten: „Demnach beeinflussen religiöse Rituale wie Gebet oder Meditation jene Hirnregionen positiv, welche Aufmerksamkeit, Selbstkontrolle und Emotionen steuern. Diese Kontrolle sei wichtig, um nicht jedem Impuls sofort nachzugeben und ruhiger zu leben. [...] Unter der Maßgabe,

dass eine göttliche Instanz zuschaue, verfolgten religiöse Menschen ihr eigenes Verhalten genauer und aufmerksamer als nicht religiöse.“

Ich habe eingangs den Psalm 121 vorgelesen. Da wird deutlich, dass wir bei allem eigenen Bemühen dennoch zu kurz kommen und auf Hilfe angewiesen sind. Wir wollen uns noch einmal das Psalmwort in Erinnerung rufen: „Meine Hilfe kommt von dem Herrn, der Himmel und Erde gemacht hat. Er wird deinen Fuß nicht gleiten lassen; und der dich behütet, schläft nicht. Siehe, der Hüter Israels schläft noch schlummert nicht. Der Herr behütet dich: ...“ (Verse 3-5). Hier denken wir unmittelbar an den Hirten, der seine Schafe hütet und zugleich behütet – so wie es in Psalm 23 poetisch-schön ausgedrückt ist. Der Hirte passt auf. Dabei hat das Wort „aufpassen“ nichts zu tun mit dem negativ behafteten Begriff „Aufpasser“, wie wir ihn zuvor gebraucht haben. Der Hirte ist nicht der kontrollierende Aufpasser, sondern er bewacht und behütet mit liebevoll-aufmerksamem Blick die ihm Anvertrauten und hilft ihnen. wir kennen auch die wunderbare Stelle aus Psalm 91,11 f.: „Denn er hat seinen Engeln befohlen über dir, dass sie dich behüten auf allen deinen Wegen, dass sie dich auf den Händen tragen und du deinen Fuß nicht an einen Stein stoßest.“ Da klingt zugleich das zutiefst Tröstliche unseres Predigttextes an. Wir dürfen uns geborgen wissen – so wie Dietrich Bonhoeffer in aussichtsloser Lage gedichtet hat:

„Von guten Mächten wunderbar geborgen
erwarten wir getrost, was kommen mag.
Gott ist mit uns am Abend und am Morgen
und ganz gewiss an jedem neuen Tag.“

Diese Gewissheit möge auch uns beseelen und die Zuversicht, dass uns vergeben wird, wo wir schuldig geworden sind oder schuldig werden. Wir dürfen auf die Bitte im letzten Vers unseres Predigttextes die Antwort mit auf den Weg nehmen, die in Psalm 32,8 gegeben wird: „Ich will dich unterweisen und dir den Weg zeigen, den du wandeln sollst, ich will dich mit meinen Augen leiten.“

Amen

Zur Predigt Neuwühren September 2009
(die letzte der 1978 begonnenen Reihe meiner Neuwührener Predigten)

Nachdem die Hamburger Akademie der Wissenschaften zum Darwinjahr eine Veranstaltungsreihe zum Thema Evolution abgehalten hat, bat mich Prof. Kürzdörfer, der Organisator der Neuwührener Predigten, auch in meiner Herbstpredigt das Thema aufzunehmen. Das soll hiermit geschehen:

Wir fragen zunächst, was hat sich seit Darwin, also in 150 Jahren verändert? 1859 veröffentlichte Darwin sein Hauptwerk „The Origin of Species“. Nach den Erkenntnissen von Darwin trieben Variabilität und Selektion die Evolution. Kleine Änderungen in den Erbanlagen wurden durch Selektion verstärkt, z.B. konnten so auf isolierten Inseln neue Arten entstehen. Inzwischen hat man gelernt, dass die Erbanlagen durch molekulare Gene gespeichert und transportiert werden.

In Genmutationen versucht der Mensch, in diese Prozesse einzugeifen, Erwünschtes zu fördern oder Unerwünschtes zu verhindern. „Das war nicht ich, es waren meine Gene“, so hieß es in einem Aufsatz der Akademie Loccum. Darin wird vor unkontrollierter Genmanipulation gewarnt, es ist ein Forschungsgebiet in vollem Gange.

Inzwischen hatte Simon Conway Morris, der Paläontologe von Cambridge, Untersuchungen vor allen an Fossilien in den geologischen Schichten der Kohlenstoff Formation gemacht. Er führte den Begriff der Konvergenz in das Gesamtbild der Evolution ein: die Möglichkeiten der Evolution sind eingeschränkt. S.C.Morris war der Pionier bei diesem Konzept, das er auch heute noch bearbeitet. Morris erläutert das in seiner berühmten Boyle Lecture von 2005, über 1000 Beispiele von Konvergenz kann er anführen. Er entdeckte in den Fossilien Ansätze von z.B. Flossen, Knochen und anderen tierischen Elementen, und er erkannte, dass nicht alle Möglichkeiten realisiert werden. Z.B. sind als Augen nur Linsenaugen und Facettenaugen entwickelt worden. Er wendet sich gegen Materialisten und Atheisten, wie es auch der Physiker Robert Boyle im 17. Jh., zu dessen Ehrung diese Vortragsreihe gehalten wird, tat, und sieht keinen Gegensatz zwischen Naturwissenschaft und Glauben. Wie Evolution das Lied der Schöpfung entdeckt, ist daher auch der Untertitel seiner Vorlesung (Evangelium und Wissenschaft, 28. Jg. 2007, Heft 1). Und Morris ermutigt uns, auch das Wunderbare der kleinen Schöpfungszeichen wahrzunehmen.

Wir haben gesehen , dass die Entwicklung weit über Darwin hinausgegangen ist; das war Darwin selber klar: am Ende seines Buches schreibt er, dass die Evolution in der Biologie kein Ende sondern ein Anfang für weitere Entwicklungen sein würde. Das kann man von heute nur bestätigen.

EG 302,8

„Ach ich bin viel zu wenig, zu rühmen seinen Ruhm;
der Herr allein ist König, ich eine welke Blum.
Jedoch weil ich gehöre gen Zion in sein Zelt,
ist's billig dass ich mehre sein Lob in aller Welt.“

302,3

Hier sind die starken Kräfte,
die unerschöpfte Macht,
das weisen die Geschäfte,
die seine Hand gemacht:
der Himmel und die Erde
mit ihrem ganzen Heer,

*der Fisch unsähl'ge Herde
im großen wilden Meer.*

Schöpfung und Liebe

Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm. [1. Joh. 4.16]

Am 22. November 1859 erschien in London ein Buch mit dem etwas sperrigen Titel „On the Origin of Species by Means of Naturel Selection, or the Preservation of favoured Races in the Struggle for Life“; oder verkürzt „The Origin of Species“. Autor war der 50-jährige Charles Robert Darwin. Die 1.250 Exemplare der ersten Auflage waren schnell vergriffen. Bereits im folgenden Jahr erschien die 2. Auflage und ebenso die deutsche Übersetzung unter dem Titel „Über die Entstehung der Arten im Thier- und Pflanzen-Reich durch natürliche Züchtung, oder, Erhaltung der vervollkommeneten Rassen im Kampfe um's Daseyn“.

Darwin stellt in diesem Buch an Hand einer Fülle von Beobachtungen fest, daß die Pflanzen- und Tierwelt nicht das Ergebnis eines einmaligen Schöpfungsaktes – einer Kreation – sein kann, wie in der Genesis beschrieben, sondern der vorläufige Endzustand einer sehr langen Entwicklung – einer Evolution – ist. Die Reaktion der Öffentlichkeit auf diese Behauptung war gewaltig. Sie teilte die britische Nation und die übrige Welt in Befürworter und Gegner. Und wer das Buch nicht gelesen hatte – und das waren sicher die meisten, hatte gewiß davon gehört oder in den Zeitungen gelesen. Der Philosoph, Soziologe und Journalist Herbert Spencer prägt den Begriff von „the Survival of the Fittest“, den Darwin später übernimmt. Der Zoologe Thomas Henry Huxley verwirrt mit der provokanten, aber falschen Behauptung, der Mensch sei ein mutierter Affe.

In der Tat ist die Erkenntnis Darwins nur vergleichbar mit der Abkehr vom geozentrischen Weltbild am Beginn des 17. Jh. Damals war zwar die Reaktion in der breiten Öffentlichkeit nur gering. Die meisten Menschen waren Analphabeten und konnten die Schriften des Kopernikus, Kepler und Galilei nicht lesen. Doch die Kirche hat sehr wohl darauf reagiert; besonders Galilei war davon betroffen. Ihm wurde 1633 der Prozeß gemacht und er konnte sein Leben nur retten, weil er entgegen seiner Überzeugung abgeschworen hat. – Zur Zeit Darwins, in der Mitte des 19. Jahrhunderts sind die Verhältnisse anders. Besonders die Presse sorgt jetzt für eine schnelle Verbreitung von Nachrichten und Meinungen.

Damit, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt ist, hatte man sich allmählich abgefunden. Die Bibel beschreibt auch nicht ausdrücklich ein geozentrisches Weltbild. (Das machte später im Mittelalter die Kirche.) Jedoch daß Gott die Planzen und Tiere schuf, wird ausdrücklich in den beiden Schöpfungsberichten beschrieben [Gen.1.11-25 und Gen. 2.19]. Der Mensch hat eine Sonderstellung; hier heißt es im ersten Schöpfungsbericht: *Gott schuf also den Menschen als sein Abbild; als Abbild Gottes schuf er ihn. Als Mann und Frau* [Gen. 1.27]. Im zweiten Bericht wird noch genauer beschrieben: *Da formte Gott, der Herr, den Menschen aus Erde vom Ackerboden und blies in seine Nase den Lebensatem. So wurde der Mensch zu einem lebendigen Wesen* [Gen. 2.7].

Darwin behauptet nun aufgrund der Fülle seiner Beobachtungen: Alle lebendigen Wesen – Pflanzen wie Tiere einschließlich des Menschen – sind nicht das Ergebnis eines einmaligen Schöpfungsaktes, sondern haben sich im Laufe einer sehr langen Zeit aus einem einzelligen Ursprung entwickelt. Im Laufe der Evolution ist daraus durch wiederholte Verzweigungen die Fülle der verschiedenen Arten entstanden; so auch schließlich der Mensch. Diese Annahme ist inzwischen durch Fossilienfunde reichlich belegt.

Charles Robert Darwin wurde am 12. Februar 1809 geboren als jüngstes von fünf Kindern. Er wuchs in wohlhabenden großbürgerlichen Verhältnissen auf. Das Medizinstudium brach er nach vier Semestern ab, studierte dann auf Wunsch des Vaters Theologie und wäre wohl wie damals in seinen Kreisen üblich Geistlicher geworden, hätte er nicht die Reiseberichte Alexander von Humboldts gelesen. Jetzt interessierten ihn Geologie und Botanik. Er lebte immer noch auf Kosten seines Vaters ohne ein festes Ziel. Da bekam er – inzwischen 22 Jahre alt – die Gelegenheit an einer Weltumsegelung des Vermessungsschiffes „HMS Beagle“ teilzunehmen; geplant waren etwa zwei Jahre, daraus wurden am Ende fast fünf Jahre.

Der 1839 von ihm veröffentlichte Reisebericht wird ein großer Erfolg, den selbst sein Vorbild Humboldt lobt. Der Bericht enthält erste vorsichtige Andeutungen seiner Evolutionstheorie. Er ist sich der Brisanz bewusst und sammelt weitere Belege durch experimentelle Arbeiten. 1844 schreibt er ein Essay über „die Entstehung der Arten und Varietäten durch natürliche Auslese“, den er aber unter Verschluss hält. Er arbeitet in den folgenden Jahren weiter an Beweisen für die Richtigkeit seiner Theorie und kommt zu der Überzeugung, daß die Entwicklung des Lebens ohne das Eingreifen eines Schöpfers erfolgt ist.

Bis auf den heutigen Tag gibt es Anhänger und Gegner der Evolutionstheorie – Darwinisten und Kreationisten. Tatsache ist, daß die Evolutionstheorie zu keiner Beobachtung in der Biologie im Widerspruch steht. Schon 1856, also drei Jahre vor Darwins Veröffentlichung wurden im Neandertal bei Düsseldorf die Überreste eines Menschen gefunden, der älter ist als es die Bibel zulässt. (Sehr wahrscheinlich hat Darwin davon aber nichts gewusst.) Nur wenige Jahre später wird in einem Steinbruch bei Solnhofen im Schiefer der Abdruck eines Fossils gefunden, das die Zwischenstufe vom Reptil zum Vogel darstellt und den Namen *Archaeopteryx* erhält. Schon bald ist die Zahl der Belege durch immer neue Fossilienfunde so erdrückend, daß die Evolution von der Fachwelt anerkannt wird. Inzwischen ist auch durch Analyse der Gene die gemeinsame Abstammung aller Lebewesen nachweisbar.

Darwin war nicht der einzige, der sich über die Entstehung der Arten Gedanken machte. Alfred Russel Wallace – 14 Jahre jünger als Darwin – kam zur gleichen Schlussfolgerung. Wallace war Zoologe und reiste in der pazifischen Inselwelt, sammelte und präparierte exotische Tiere und Pflanzen, die er verkaufte um seinen Lebensunterhalt zu bestreiten. Den musste er sich im Gegensatz zu Darwin selbst verdienen. Wallace hatte Darwins Reisebericht gelesen und sah in ihm sein großes Vorbild. Deshalb schickte er 1858 einen Bericht mit seinen Überlegungen an Darwin zur Begutachtung. Darwin erkannte, daß Wallace zu den gleichen Folgerungen gelangt war wie er selbst. Darwin mußte sich also mit der Veröffentlichung seiner Theorie beeilen, wollte er seinen Vorrang erhalten. Er hat in seinem Buch über die Entstehung der Arten dann aber Wallace gebührend erwähnt und der Jüngere war Stolz über die Anerkennung des angesehenen Kollegen.

Trotz der anfänglichen Entrüstung hat die angelikanische Kirche bald ihren Frieden mit der Evolutionstheorie gemacht. Als Darwin 1882 starb hat sie sogar durchgesetzt – entgegen dem Wunsch des Verstorbenen, der wollte auf dem Friedhof in seinen Heimatort Downe begraben

werden –, daß er in der Westminster Abbey neben anderen berühmten Engländern seine letzte Ruhestätte erhielt.

Darwin begann die Reise mit der „Beagle“ als junger angehender Theologe im Glauben an die biblische Schöpfungsgeschichte. Doch ihm kommen Zweifel. Wenn er zum Beispiel hoch in den Anden Fossilien von Meeresbewohnern findet, dann muß dort einmal Meeresboden gewesen sein, der sich um mehrere tausend Meter gehoben hat. Das ist mit dem aus dem Schöpfungsbericht berechneten Alter der Erde von rund sechstausend Jahren nicht vereinbar. Auf der Suche nach wissenschaftlich begründeten Wahrheiten ist ihm nichts heilig. Je mehr Beweise er im Laufe der Jahre findet, die seine Theorie unterstützen, um so mehr bezweifelt er den biblischen Schöpfungsbericht und kommt zu der Erkenntnis, daß die Entwicklung des Lebens ohne das Eingreifen Gottes abgelaufen ist. Darwin wird zum Atheisten; er verliert seinen Glauben an den Schöpfergott.

Es liegt in der Natur des Menschen zu fragen, wie wir und unsere Umwelt entstanden sind; woher wir kommen und wohin wir gehen. In allen Kulturen gibt es darüber mythische Vorstellungen. In der Bibel ist die Schöpfung sehr nüchtern und anschaulich dargestellt. Gerade die Anschaulichkeit des Schöpfungsberichtes macht aber deutlich, daß es sich um menschliche Vorstellungen handelt. Sie entsprechen der Beobachtung und dem Wissen der Zeit der Niederschrift der Bibel und waren so bis ins 19. Jahrhundert allgemein anerkannt. Doch Gott ist mit unserer menschlichen Vorstellung nicht zu erfassen. In dem Bestreben Gott und die Schöpfung zu verstehen und uns vorzustellen, können wir nur in menschlichen Begriffen denken. Wir können eine Theorie aufstellen. Man könnte sagen: da wir uns nicht zu Gottes Denken erheben können, muß Gott auf unsere Denkebene herabsteigen.

Eine Theorie soll Vorgänge und Erscheinungen in möglichst einfacher Weise erklären. Wenn neue Fakten bekannt werden, die nicht mit der Theorie übereinstimmen, so muß die Theorie überarbeitet und ergänzt oder durch eine neue Theorie ersetzt werden. Auch der biblische Schöpfungsbericht ist in dem Sinne eine Theorie, die dem Kenntnisstand der Menschen im Alten Orient und dem Glauben der Israeliten entsprach. Darwin und auch Wallace haben sich Gedanken gemacht über Beobachtungen, die zur alten Theorie im Widerspruch stehen. Sie haben deshalb eine neue Theorie, die Evolutionstheorie formuliert, die diese Widersprüche auflöst. Auch die weiteren, späteren Erkenntnisse der modernen Biologie haben nicht zu Widersprüchen geführt, sondern sie haben die Evolutionstheorie bestätigt und ergänzt.

Darwin, der zum Atheisten wird, und die christlichen Fundamentalisten damals wie heute haben eines gemeinsam: sie nehmen die biblischen Schöpfungsberichte wörtlich, gewissermaßen als eine wissenschaftliche Theorie. Sie fragen nur: wie ist die Schöpfung abgelaufen. Darwin kommt aufgrund seiner Beobachtungen und Überlegungen zu der folgerichtigen Erkenntnis, so wie in der Bibel beschrieben kann sich das Leben auf der Erde nicht entwickelt haben. Die Fundamentalisten halten dagegen unbeirrt an dem biblischen Text fest und kommen in einen intellektuellen Spagat, indem sie offen zutage liegenden Fakten nicht zur Kenntnis nehmen. Doch die Frage unseres Glaubens ist nicht das Wie – wie ist die Schöpfung abgelaufen – sondern das Wer – wer ist unser Schöpfer. So bekennen wir denn auch: „Ich glaube an Gott, den Vater, den Allmächtigen, den Schöpfer des Himmels und der Erde:“

Trotz der exakten Beobachtung und der scharfsinnigen, objektiven Auswertung der biologischen und geologischen Fakten ist Darwin dennoch im Grunde seines Denkens und Fühlens in den Konventionen des 19. Jahrhunderts und seiner wohlhabenden Klasse gefangen. So schlägt er vor: „Alle sollten sich des Heiratens enthalten, welche ihren Kindern nicht die

größte Armut ersparen können. Die Armut ist nicht nur ein Übel, sie führt auch zu ihrer eigenen Vergrößerung.“ Vor allem das von Spencer übernommene Schlagwort „the Survival of the Fittest“ führte schließlich zum Begriff des Sozialdarwinismus, das rücksichtslose Ausnutzen sozialer und wirtschaftlicher Überlegenheit. Auch für die vermeintliche Überlegenheit der weißen Rasse diente die Evolutionstheorie als Legitimation – bis hin zu den bekannten schrecklichen Folgen der deutschen Rassegesetze während der Hitler-Diktatur.

Viele Kritiker der Evolutionstheorie konnten und können sich nicht mit dem Verlust der Sonderstellung des Menschen zur übrigen Schöpfung abfinden. Doch nur durch die Evolution haben wir unsere Stellung in der Schöpfung erreicht. Wir haben die Fähigkeit erlangt über uns und die Schöpfung nachzudenken; und wir haben die Freiheit uns aus der Evolution zu lösen. Nicht „the survival of the fittest“, sondern „liebe deinen Nächsten wie dich selbst“. Nicht die rücksichtslose Unterdrückung des Konkurrenten um des eigenen Vorteils wegen, sondern die Unterstützung des Schwachen zum Nutzen für die menschliche Gemeinschaft. *„Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir getan.“* [Mat. 25, 40] Durch die Nächstenliebe hat der Mensch eine Sonderstellung.

Ein persönliches Ereignis lässt Darwin zudem auch an den gütigen Gott verzweifeln. Seine älteste Tochter Annie, sein Lieblingskind, stirbt 1851 nach einjährigem Krankenlager; sie wurde nur zehn Jahre alt. Er, der an den biblischen Schöpfer zweifelt, hat sogar für ihre Gesundung gebetet. Nun fühlt er sich von Gott verraten. Er bezeichnet Gott als einen „rachedurstigen Tyrannen“.

Solch ein Schicksalsschlag ist wohl für jeden eine Prüfung für den Glauben. Wenn ein Mensch stirbt, hochbetagt und lebenssatt, dann nehmen wir das trotz aller Trauer als den natürlichen Gang des Lebens; nicht selten ist es auch eine Erlösung von altersbedingten Gebrechen und Krankheit. Aber der Tod eines Kindes, das gerade zu leben angefangen hat, stürzt die Eltern in tiefe Verzweiflung. „Was Gott tut, das ist wohlgetan, es ist gerecht sein Wille.“ [EG 372] Dieses Kirchenlied muß ihnen als Zynismus erscheinen. So oder ähnlich hat das wohl auch Darwin empfunden. Der Gleichmut und unerschütterlicher Glaube wie ihn Hiob zeigt, ist für uns kaum vorstellbar. Hiob, der nach dem Verlust seines Besitzes, seiner gesamten Familie und geschlagen mit Krankheit, sagt: *„Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt.“* [Hiob 1, 21]

Wir wollen alles verstehen und begründen und urteilen nach unserem menschlichen Verständnis von Gerechtigkeit. „Warum trifft gerade uns ein Schicksalsschlag und nicht die, die viel mehr Schuld auf sich geladen haben?“ fragen wir. Nach Meinung der Calvinisten ist der Erfolg das Zeichen von Gott erwählt zu sein. Doch – so steht es bei Matthäus – „er lässt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte.“ [Mt. 5.45] Auch hier wie auch bei der Schöpfung gilt: Gottes Handeln ist mit unserem menschlichen Verstand nicht zu erfassen. Im Vaterunser beten wir zwar: „Dein Wille geschehe ...“; doch so manches Mal fällt es uns schwer, wenn wir etwas Anderes wollen als Gott mit uns vorhat. Selbst Jesus betet im Garten Gethsemane vor seiner Gefangennahme: *„Abba, mein Vater, alles ist dir möglich; nimm diesen Kelch von mir;“* Jesus weiß, was ihn erwartet, dennoch betet er weiter: *„doch nicht was ich will, sondern was du willst geschehe.“* [Mk 14.36]

„Was Gott tut das ist wohlgetan“, das eben zitierte Lied schließt mit dem tröstlichen Vers:

„Was Gott tut das ist wohlgetan, dabei will ich verbleiben.
Es mag mich auf die rauhe Bahn Not; Tod und Elend treiben,
so wird Gott mich ganz väterlich in seinen Armen halten;

drum laß ich ihn nur walten.“

Der Beter des 68. Psalms drückt das so aus: „*Gelobt sei der Herr täglich. Gott legt uns eine Last auf, aber er hilft uns auch*“. Wir verstehen nicht, was Gott mit uns vor hat. Aber das ist gewiß und daran glaube ich: An guten und an schlechten Tagen können wir vertrauen auf Gott und seine Liebe zu uns.

„*Und wir haben erkannt und geglaubt die Liebe, die Gott zu uns hat. Gott ist die Liebe; und wer in der Liebe bleibt, der bleibt in Gott und Gott in ihm.*“ [1. Joh. 4.16]

Amen

Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?

Das Motto unserer diesjährigen Predigtreihe stammt aus dem 8. Psalm und dort möchte ich meinen Ausgangspunkt für meine Gedanken zu diesem Thema nehmen. Ich möchte ihn zu Beginn in Erinnerung rufen:

Herr, unser Herrscher, wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde; über den Himmel breitest du deine Hoheit aus.

Aus dem Mund der Kinder und Säuglinge schaffst du dir Lob, deinen Gegnern zum trotz, deine Feinde und Widersacher müssen verstummen.

Seh' ich den Himmel, das Werk deiner Finger, Mond und Sterne, die du befestigt.

Was ist der Mensch, dass du an ihn denkst, des Menschen Kind, dass du dich seiner annimmst?

Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt.

Du hast ihn als Herrscher eingesetzt über das Werk deiner Hände, hast ihm alles zu Füßen gelegt.

All die Schafe, Ziegen und Rinder und auch die wilden Tiere,

die Vögel des Himmels und die Fische im Meer, alles, was auf den Pfaden der Meere dahin zieht

Herr, unser Herrscher, wie gewaltig ist dein Name auf der ganzen Erde!

Wir erkennen aus diesem Text, dass die Frage „Was ist der Mensch..“ aus dem Gefühl der Kleinheit, ja Nichtigkeit angesichts der Größe der Schöpfung entsteht. War schon zu Zeiten der Entstehung des Psalms die Differenz des Menschen zur Größe der ihn umgebenden Schöpfung riesig, so ist sie im Lauf der Jahrhunderte immer wieder gewachsen. Die Kopernikanische Wende hat dem Menschen klar gemacht, dass die Erde und die Menschen auf ihr nicht das Zentrum des Universums sind. Die Erde ist nur einer von neun Planeten, die um die Sonne kreisen. Heute, durch die Zunahme der technischen Möglichkeiten ist der

Mensch gewissermaßen noch kleiner geworden. Unser Sonnensystem ist nur eines von Millionen von Sonnensystemen, er ist weniger als ein Stäubchen in diesem Universum geworden. Ja, man fragt sich sogar, ob es nicht anderswo ebenfalls menschenähnliche Wesen geben könnte. Warum ausgerechnet hat sich menschliches Leben auf der Erde entwickelt – wir wissen es nicht. Trotz der gigantischen Ausdehnung der Dimension der von uns erfahrbaren Welt, glauben wir, dass sie ihren Ursprung in Gott, dem Schöpfer hat, wenn wir auch nicht mehr die Bildwelt des Alten Testaments wörtlich nehmen können. Angesichts des gewaltigen Kosmos, wie er für uns jetzt erfahrbar wird, können wir nur in tiefem Staunen annehmen, dass jeder Mensch von diesem Schöpfergott gewollt ist und er seine Zukunft in ihm finden soll, wenn wir der Botschaft Jesu glauben.

Doch nicht nur unsere physische Kleinheit in dem riesenhaften Universum drängt uns die Frage auf, wie es sein könne, dass Gottes Blick auf jedem ruht. Wenn wir uns ein wenig vom Bibeltext entfernen, führt uns die Frage zu einer noch bedrückenderen Perspektive: Konnte im 18. Jh. der Mensch noch als krönendes Endglied der Schöpfung z. B. in Haydns Schöpfung gefeiert werden, so haben die nachfolgenden Jahrhunderte, und besonders das letzte, den Menschen von diesem Thron gestoßen. Weltkriege, Konzentrationslager, Atombomben haben gezeigt, zu welchen Scheusalen der Mensch degenerieren kann. Die Wissenschaften, ein hohes Gut, können dazu führen, dass unsere Erde verantwortungslos vernichtet wird. Wir haben erlebt, dass die Gier einiger Elend und Not vieler verursacht. Auch hier möchte man fragen, „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“ Doch wir müssen nicht nur an die großen Dimensionen denken: Schauen wir in unser eigenes Leben mit seinen selbstverschuldeten Niederlagen, seinen Schwächen, seine nicht wahrgenommenen Chancen, auch dann drängt sich auch hier die Frage auf – „Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst?“

Auch wenn wir den religiösen Bereich verlassen und uns dem säkularen zuwenden, müssen wir feststellen, dass das Bild vom Menschen immer problematischer und verdüstert wurde: die Naturwissenschaften haben ihn immer mehr in den Kreis der Tierwelt gerückt, da ist nicht nur Darwin zu nennen, sondern einige Schlagwörter sollen dieses moderne Menschenbild beleuchte: Desmond Morris hat den Menschen einen „nackten Affen“ genannt, Arthur Köstler sieht in ihm einen „Irrläufer der Evolution“, ähnlich Arnold Gehlen „ein Mängelwesen mit ausgleichender Handlungsfähigkeit“. Am bedrückendsten zeigt vielleicht ein Zitat von Jacques Monod, dem Nobelpreisträger von 1965, das Ergebnis moderner Wissenschaft, es heißt da: „... der Mensch weiß endlich, dass er in der teilnahmslosen Unermesslichkeit des

Universums, aus dem er zufällig hervortrat, allein ist. Nicht nur sein Los, auch sein Pflicht steht nirgendwo geschrieben“. (Zufall und Notwendigkeit).

Ob wir den Menschen als Teil einer Schöpfung begreifen oder als ein Element unter vielen in einer physikalischen oder biologischen Weltordnung oder als Glied einer Gesellschaft, wir kommen eigentlich immer wieder zu einem analogen Ergebnis: der physischen Winzigkeit, einer biologischen Unangepasstheit und dem moralischen Ungenügen.

Doch der Psalm kommt nun mit einer Antwort, die eine ganz überraschende Wende ist:

Du hast ihn nur wenig geringer gemacht als Gott, hast ihn mit Herrlichkeit und Ehre gekrönt.

Du hast ihn als Herrscher eingesetzt über das Werk deiner Hände, hast ihm alles zu Füßen gelegt.

Angesichts all der zuvor aufgezählten Defizite wirkt eine solche Aussage fast größenwahnsinnig: „...nur wenig geringer als Gott“, also gottähnlich! Und diese Gottähnlichkeit beruht auf seiner Herrschaft über alle Tiere, wir können in unsere moderne Sprache wohl übersetzen, über den Kosmos. Gerade die Unterordnung unter Gott gibt dem Menschen Würde und Macht. Der Text lenkt den Blick zurück auf die Genesis 1,26, wo es heißt:

Nun sprach Gott: „Laßt uns den Menschen machen nach unserem Bilde, uns ähnlich. Sie sollen herrschen über die Fische des Meeres und über die Vögel des Himmels, über das Vieh und über alles Wild des Feldes und über alles Gewürm, das auf dem Erdboden kriecht!“ Und Gott schuf den Menschen nach seinem Bilde, nach dem Bilde Gottes schuf er ihn, als Mann und Frau schuf er sie.

Worin besteht jedoch dieses Ebenbild-Sein? Wenn wir den Psalm befragen, dann besteht es in der Herrschaft über die Natur. Herrschaft des Menschen über die Natur kann aber – wenn man sie als Abbild göttlicher Herrschaft versteht – eben nicht Willkür und selbstbezogene, selbstherrliche Ausnutzung sein, sondern fürsorgliche Zugewandtheit, so wie sie auch in den Worten zum Ausdruck kommt, die das Tun Gottes dem Menschen gegenüber bezeichnen: ‚an ihn denken‘, ‚ihn annehmen‘.

Aber – sind wir nicht jetzt wiederum in einer großen Differenz zwischen dem, was sein sollte, und dem, was ist, gelandet? Der Mensch in der Würde des königlichen, gott-ähnlichen

Herrschers – steht er nicht im krassen Gegensatz zu dem, was Menschen einst und jetzt waren und sind? Ohne hier die auf die theologischen Streitigkeiten über das Verhältnis des sündigen Menschen zur Gottebenbildlichkeit einzugehen, könnte man versuchen, dieses Bild des Menschen als Abbild Gottes als Utopie im besten Sinn, nämlich in dem eines anzustrebenden, aber nie erreichbaren Ideales zu verstehen. Vereinfacht und etwas „mythologisch“ gesagt: So war es von Gott in seiner Schöpfung „gedacht“ – aber die Menschen haben es nicht erreicht. Es gibt verschiedene Grade der Verwirklichung dieses Schöpfungsauftrags und damit auch des Menschseins. Nur einer hat ihn vollkommen erreicht – Jesus Christus und er hat uns gelehrt von Gott als unserem Vater zu sprechen. Die Vorstellung von der Gotteskindschaft ist ja letzten Endes ein analoger Ausdruck der Gottesebenbildlichkeit. Wenn es dem Menschen auch nicht gelingt, diesen Schöpfungsauftrag in seiner Fülle zu leben, so dürfen wir auch in eine Zukunft blicken, wo uns das geschenkt wird, was wir selbst nicht erreichten. Im Römerbrief (8,28f.) heißt es:

Wir wissen auch, dass mit denen, die Gott lieben, Gott in allem mitwirkt zum Guten, mit denen, die nach seinem Ratschluss berufen sind. Denn die er vorhererkannte, hat er auch vorherbestimmt, dem Bild seines Sohnes gleichgestaltet zu werden, damit er der Erstgeborene unter vielen Brüdern sei.

So können wir eine Antwort auf die Frage versuchen, von der wir ausgegangen sind: Was ist der Mensch, dass du seiner gedenkst? Mit dem Psalmisten antworten wir: ein Geschöpf Gottes mit einem großen Auftrag, der ihn Gott ähnlich macht. Zur Gänze erfüllen wird er ihn aber erst am Ende der Zeiten, wo die Erfüllung als Geschenk der Liebe Gottes gegeben wird.